

Geschichtliche Vorerinnerungen

von

Hermann Settner.

Der Aufforderung des Herrn Verlegers, der von ihm veranstalteten neuen Ausgabe von Wilhelm von Humboldt's ästhetischen Versuchen über Goethe's Hermann und Dorothea einige einleitende Worte voranzuschicken, entspreche ich um so lieber, da dies Buch in meinen kunstwissenschaftlichen Studien mir von jeher ein altgewohnter und anregender Begleiter war.

Es ist im Jahre 1797 geschrieben; 1799 erschien es bei Friedrich Vieweg in Braunschweig. Seitdem hat sich unsere Aesthetik durch den Einfluß Schelling's, Solger's und Hegel's in mannichfach andere Anschauung und Ausdrucksweise eingelebt. Es kann daher nicht fehlen, daß dem heutigen Leser Vieles fremdartig und unzulänglich erscheint. Und doch möchte ich wünschen, daß dieses Buch sich auch jetzt noch in immer weitere Kreise verbreite. Der Kern ist bleibend und unverfehrt. Es ist ein Buch voll der tiefsten künstlerischen Einsicht und Feinfühligkeit; durchhaucht und getragen von jener reinen, freien, tief menschlichen Seelenschönheit, die das klassische Zeitalter unserer Philosophie und Dichtung so unwiederbringlich auszeichnet.

Wir gewinnen den sichersten Anhalt für das Verständniß und die Beurtheilung desselben, indem wir auf die Geschichte seines Ursprungs zurückgehen.

Die Jugend Wilhelm von Humboldt's, dieses reichbegabten Geistes, der dereinst für Preußen und Deutschland eine so großartige und

befreiende staatsmännische Thätigkeit entfalten und zugleich der epochemachende Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft werden sollte, war vorwiegend von den Einwirkungen der Kantischen Philosophie und von der wärmsten Liebe zum Alterthum, besonders zur griechischen Dichtung, bewegt und bedingt gewesen. Die ersten schriftstellerischen Arbeiten Humboldt's, die „Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ (1792), seine „Skizze über die Griechen“, seine Uebersetzungen von Bruchstücken aus Aeschylus und Pindar, geben von dieser Doppelrichtung lebendiges Zeugniß.

Humboldt war ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt, als ein Ereigniß eintrat, welches auf sein gesamntes Leben entscheidend einwirkte. Im April 1793 machte er bei einem Besuche in Jena die nähere Bekanntschaft Schiller's, mit welchem er bereits seit einiger Zeit, persönlich und brieflich, in flüchtigen Berührungen gestanden hatte. Schiller lebte gerade damals nicht minder begeistert im Studium der Kantischen Philosophie und war emsig beschäftigt, auf Grund der Kantischen Kritik der Urtheilskraft, eine eigene und selbständige Kunstlehre aufzubauen, welche kurz nachher ihren tiefsten Abschluß in den Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ fand. Humboldt wurde von Schiller so lebhaft angeregt, daß er sich rasch entschloß, auch seinerseits nach Jena übersiedeln. Dies geschah im Frühjahr 1794. Bald wurden Beide, Schiller und Humboldt, durch die innigste Freundschaft verbunden. Die Freunde sahen sich, wie Wilhelm von Humboldt in der Einleitung seines von ihm im Jahre 1830 herausgegebenen Briefwechsels mit Schiller (S. 7) erzählt, alltäglich mit ihren Familien zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meistentheils bis tief in die Nacht. Es waren herrliche Stunden ergiebigster Anregung und Wechselwirkung. Schiller war ein Virtuos des Gesprächs; er suchte, um mit Humboldt's (a. a. D. S. 13) eigenen Worten zu sprechen, nie nach einem bedeutenden Stoffe der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkte, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer

den Geist anregenden Discussion versetzt; er behandelte den Gegenstand immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen und ließ ihn nie müßig werden. Humboldt, eine empfängliche und anempfindende Natur und, wie er selbst einmal in der Rück Erinnerung jener schönen Zeit (a. a. D. S. 210) an Schiller schreibt, in seiner geistigen Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung und Unterhaltung bedürftig, war ganz der Mann dazu, dieses gesellschaftliche Denken, das er als sein eigenstes Wesen bezeichnet, in den regsten Fluß zu bringen. Schiller rühmt in einem Briefe an Körner vom 18. Mai 1794, daß sich im Gespräch mit Humboldt alle seine Ideen glücklicher und schneller entwickeln; Humboldt nahm den unverstieglischen und überströmenden Quell von Schiller's großartig schöpferischem Gedankenreichtum mit um so volleren Zügen in sich auf, je mehr ihm Schiller fertig entgegenbrachte, was auch in ihm werdelustig gährte, ohne daß es sich doch bisher zu klarer Gestalt herausgerungen hatte. Seitdem war Humboldt für immer in die Schillerschen Ideenkreise gezogen.

Nach einem Aufenthalt von sechszehn Monaten mußte Humboldt, gedrängt durch die Rücksicht auf seine franke Mutter, in den ersten Tagen des Juli 1795 Jena verlassen. Aber der regelmäßigste und eingehendste Briefwechsel suchte den Verlust des unmittelbar persönlichen Verkehrs nach Möglichkeit zu ersetzen. Schiller war inzwischen aus den Lehrjahren seiner geschichtlichen und philosophischen Studien in die Meisterjahre seines reifsten dichterischen Schaffens getreten. Gleichsam um sich den Uebergang zu bahnen, schrieb er jene scharfsinnigen und unumstößlichen Abhandlungen über naive und sentimentale Dichtung, in welchen er sich, wie er in einem Briefe an Humboldt vom 26. October 1795 (a. a. D. S. 258) sagt, vor Allem die Frage beantworten wollte, in wie weit er bei seiner von ihm klar erkannten Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie noch Dichter sein könne, und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheine. Humboldt vertieft sich auch jetzt wieder in die bruchstückweise mitgetheilten Erörterungen aufs lebhafteste. Der

Briefwechsel mit Schiller giebt darüber die regsamste Rede und Widerrede. Endlich war das Ganze erschienen. Humboldt schildert in einem Briefe vom 18. December 1795 (a. a. D. S. 365) den Eindruck dieser Abhandlungen als so überwältigend, „daß sie ihm zu fast allen Zweifeln, in welchen er sonst manchmal im kritischen Urtheile über Dichter schwankte, die Auflösung, und zu seinen Haupturtheilen selbst den bestimmten deutlich ausgesagten Grund hergegeben haben“. Wir unsererseits können zu diesem Selbstbekenntniß hinzufügen, daß diese Abhandlung der maßgebende Text wurde, in welchem sich, erläuternd und anwendend, fortan ganz ausschließlich das gesammte ästhetische Empfinden und Denken Humboldt's bewegte.

Am 1. November 1796 kehrte Wilhelm von Humboldt mit seiner Familie wieder nach Jena zurück und verweilte dort den ganzen Winter. Die glücklichsten Stunden des innigsten Zusammenlebens und des regsten Gedankenverkehrs mit Schiller erneuten sich. Wie früher verlebten auch jetzt die Freunde regelmäßig die Abende miteinander. Wilhelm von Burgsdorf, ein strebsamer Jüngling, welcher sich damals bei Humboldt aufhielt, hat in einem Briefe an Kahl (mitgetheilt in Varnhagen's Galerie von Bildnissen. Leipzig 1836. Bd. 1, S. 114), ein anziehendes Bild dieser Abende gegeben; Schiller nur in seinen Ideen lebend und nur Dasjenige achtend und liebend, was sich an seine ewige Geistes-thätigkeit knüpft, und Humboldt, im vollsten Behagen langersehnter befriedigter Gegenwart und daher zwangloser und lebenswürdiger als je, in aller heiteren Sprunghaftigkeit des Gesprächs immer streng bei der Sache bleibend, ernst und streng sachlich nach der klaren Erfassung der Wahrheit strebend und nicht eher rastend und abbrechend, als bis die Unterhaltung zu einem letzten Ergebniß gelangt ist. Jedoch die Dinge, über welche verhandelt wurde, waren andere als in den früheren Jahren. Schiller saß über den Vorarbeiten zum Wallenstein und war nicht mehr mit voller Seele bei begrifflich allgemeinen, rein philosophischen Untersuchungen. Goethe, nunmehr mit Schiller durch engste Freundschaft verbunden und dadurch auch mit Humboldt in den herzlichsten persönlichen Verkehr gekommen, hatte sich gegen das Ende des Winters ebenfalls nach Jena gewendet und

vollendete hier das herrliche Idyllion von Hermann und Dorothea. Wie natürlich, daß die Gespräche oft und gern bei dem Wesen des Epos und der Tragödie und deren inneren Gegensätzen verweilten! Goethe las an jenen Abenden bei Humboldt mehrfach sein Gedicht vor, durchsprach es mit den Freunden, und nahm für die Prosodie die kundige Unterstützung und Nachhilfe Humboldt's in Anspruch. Humboldt war ganz erfüllt von der Einzigkeit dieses Gedichtes, das ihm sein reines Menschheitsideal und seine liebevoll gehegte Ueberzeugung von der inneren Verwandtschaft des griechischen und deutschen Volksgeistes in der herzegewinnenden Einfachheit idealster Kunstschöpfung entgegentrug. Humboldt fühlte sich in seinem tiefsten Wesen bereichert. Es drängte ihn, alle die mannichfachen und tiefergreifenden Eindrücke und Anregungen, welche er seit Jahren von Schiller und in den letzten Monaten von Goethe bekommen hatte, selbstgestaltend zu fester Einheit zusammenzuschließen. Schon früher hatte er einmal daran gedacht, seine Ideen über Kunst und Dichtung in eine Besprechung von Vosses Luise niederzulegen. Jetzt hatte er einen glücklicheren Anhalt. Alles, was ihn bewegte und beschäftigte, hatte seine Erfüllung in der lebendigen Anschauung und Erkenntniß jenes Goethe'schen Gedichtes gefunden, das er nicht zu kritisiren, sondern nur in seinen Motiven und in seiner Gesamtstimmung zu erklären brauchte, um die probehaltige Wichtigkeit seiner Ansichten zu erweisen.

Dies ist der geschichtliche Ursprung des hier vorliegenden Buches über Goethe's Hermann und Dorothea. Ende April 1797 war Humboldt von Jena nach Berlin gegangen. Es folgten rasch wechselnde Aufenthalte in Dresden, Wien und Paris. Im Trubel der Reise reiften die keimenden Entwürfe; in Paris wurde das Buch vollendet. Am 15. Mai 1798 war, wie aus einem an diesem Tage geschriebenen Briefe Schiller's an Goethe erhellt, die Handschrift in Schiller's Händen. Die Schnelligkeit der Abfassung inmitten der buntbewegten und zerstreuenenden äußeren Umgebung bezeugt, wie unvertilgbar der Stoff sich der Seele Humboldt's bemächtigt hatte.

Haym sagt in seiner vortrefflichen Biographie Wilhelm von Humboldt's (Berlin 1856. S. 151) sehr bezeichnend: „Als Humboldt Jena

verließ, blickte Schiller nicht ohne Wehmuth auf das Verhältniß mit ihm als auf ein beschlossenes zurück, welches nicht mehr wiederkommen könne. Als ein unvergängliches faßte es Humboldt. In seinem Gemüthe bewegten sich unaufhörlich die Bilder aus dem Kreise des Jenaer Lebens. Fort und fort, und je weiter desto vernehmlicher, klang ihm Schiller's ideenreiches Gespräch nach. Fort und fort stiegen vor ihm die Gestalten des Goethe'schen Gedichtes auf, das er durch die eingehendste Theilnahme sich zu eigen gemacht hatte. Er hatte aus Schiller's Gesprächen die reinste und höchste Ansicht der Dichtkunst, aus Goethe's Gedicht die unmittelbare Erscheinung einer ächten und vollendeten Natur davongetragen. Beides fügte sich zu einem Ganzen zusammen. Endlich war der Moment gekommen, wo er über einer Ausführung die Bedenken vergessen konnte, die ihm bisher so oft alle literarischen Projecte immer wieder aus der Hand gespielt hatten. Die Macht der Einflüsse, die er noch zuletzt in Jena erfahren hatte, machte alle seine Reflexionen und alle seine Vorsätze zu Schanden. Er hatte die Idee einer Charakteristik der damaligen Zeit noch in Jena nicht aufgegeben. Er hatte daneben den Plan einer vergleichenden Anthropologie gefaßt. Er hatte weiterhin mit Körner ein gemeinschaftliches Werk verabredet, welches psychologisch-kritische Zergliederungen und Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur enthalten sollte. Von alle dem steckte etwas in der Arbeit, die ihm endlich zu Stande kam; aber sie war in erster Linie eine viel natürlichere und einfachere Frucht seines Lebens in dem Denken und Dichten Schiller's und Goethe's. Ein Jahr war vergangen, seit er diesen die Hand zum Abschiede gereicht hatte, von Jena war er nach Paris verschlagen; da auf einmal überraschte er die Freunde durch ein Manuscript. Es war ein Buch wie sonst seine Briefe gewesen waren“.

Aus dieser Art der Entstehung erklärt sich sowohl die Form, welche Humboldt für sein Buch wählte, wie der Standpunkt, welchen er in seinen einzelnen Ausführungen einnimmt.

Die Form ist nicht glücklich. Humboldt hatte sich eine zwiefache Aufgabe gestellt. Erstens sollte sein Buch eine Würdigung von Goethe's

Hermann und Dorothea und dabei, so viel als innerhalb dieser Begrenzung möglich, eine Würdigung von Goethe's gesammter Dichternatur und Eigenthümlichkeit sein; und zweitens sollte es, zur Beweisführung, daß hier ein Kunstwerk der höchsten Art vorliege, das Einzelne aus dem Allgemeinen ableitend, sich zu einer umfassenden philosophischen Kunst- und Dichtlehre, oder, um den eigenen Ausdruck Humboldt's beizubehalten, sich zu einer Elementar-Aesthetik erweitern. Allerdings hat Humboldt die Verschlingung dieser Doppelaufgabe mit großer Geschicklichkeit angelegt. Lessing's Laokoon, welcher in gleicher Weise von einem einzelnen Ausgangspunkte zur Darlegung allgemeiner Kunstgesetze aufsteigt, ist das unverkennbare, oft mit großer Feinheit nachgebildete Muster. Die strengste Folgerichtigkeit des logischen Fortschritts ist scharf und deutlich hervorgehoben. Der erste Theil (Abschnitt I bis L.) schildert Hermann und Dorothea als ächtes Kunstwerk und als ächtes Gedicht; daher die Erörterung des Wesens der Kunst an sich und der Dichtkunst insbesondere, die Unterscheidung des hohen und reinen Stils von der Manier oder dem Aferstil, der Begriffsentwicklung des Naiven und Sentimentalen oder des Antiken und Romantisch-Modernen. Die zweite Hälfte (Abschnitt LI bis CIV.) schildert Hermann und Dorothea als ächtes Epos; daher der Begriff des Epos und sein Gegensatz gegen Tragödie und Lyrik, die Abgrenzung von Epos und Idylle, die Begründung und Auffuchung der epischen Gesetze und Motive. Zuerst immer das Allgemeine, dann die Anwendung auf das Einzelne. Die Betrachtung bewegt sich, um ein Bild aus dem Buche selbst zu entlehnen, in lauter kleinen, sanft gebrochenen und doch immer stetigen Wellen; sie scheint sich nach Laune und Zufall des Augenblicks frei zu ergehen und steuert doch klar und sicher nach dem fest abgesteckten Ziele. Aber ein Uebelstand bleibt es trotzalldem, daß Humboldt alle diese weit auseinander liegenden Fragen, bloß darum, weil er die Anregung und Lösung derselben gleichzeitig empfangen und erarbeitet hatte, nun auch sofort in eine gemeinsame Form goß und einem und demselben Buch anvertraute. Der Grundgedanke von Lessing's Laokoon, die Erforschung der unverbrüchlichen Stilunterschiede zwischen der Dichtung und den bildenden

Künsten, steht zu seinem äußeren Anlaß, der Vergleichung der Laokoonsgruppe mit den dichterischen Darstellungen desselben Motivs, in der engsten und unabweislichsten Verbindung. Wer aber, um einem einzelnen, auch noch so vortrefflichen Gedicht die gebührende Stellung anzuweisen, unverdrossen die gesammte Kunstlehre vorträgt, zersplittert die Aufmerksamkeit sowohl für das Einzelne wie für das Allgemeine. Ja, es kann nicht fehlen, daß er vor lauter Gründlichkeit zuweilen breit und langweilig wird. Diese Gewaltthatigkeit der Komposition wird hier um so nachtheiliger, da Wilhelm von Humboldt's Stil ohnehin trocken und phantasie-los, ohne Wärme und Bildlichkeit ist. Die Wirkung war daher von Anfang an keine durchschlagende. Für die Beurtheilung von Goethe's Hermann und Dorothea lief August Wilhelm von Schlegel's bekannte Recension, für die allgemeine Kunstlehre Schelling und seine Schule dem Buche Humboldt's den Rang ab.

Aber wer wird verstimmt über die spröde Schale rechten, wenn der Gehalt so bedeutend und feinkräftig ist?

Es ist, als könnten wir jener sokratischen Unterhaltung lauschen, welche einst in schönen Winterabenden unsere edelsten Geister vereinigt hatte. Es ist wahrlich kein Vorwurf, wenn wir sagen, daß wir zunächst überall die gebietende Ideenmacht Schiller's heraushören. Am deutlichsten treten diese Anklänge hervor in der scharfen und farbensatten Ausmalung des Naiven und Sentimentalen als des Grundunterschiedes zwischen antiker und moderner Kunstbildung, in der Gegenüberstellung von musikalischer und plastischer Dichtung, in der Begriffsbestimmung des Idyllischen und Satirischen, in der Betrachtung Goethe's als desjenigen Dichters, „welcher mehr an die Forderungen und das Wesen der Kunst überhaupt, als einseitig an die eigenthümliche Natur der Dichtkunst erinnert.“ Aber wir würden sehr ungerecht sein, wollten wir Humboldt's Verdienst nur darauf beschränken, daß er aus der reichen Gedankenwelt Schiller's Einzelnes näher bestimmt und ausgeführt habe. Seine Schrift sprudelt eben so reich an den tiefsinnigsten und treffendsten Beobachtungen, Erfahrungen und Urtheilen über Künstler, Dichter und Dichtwerke, wie

sie nur einem sehr vielseitigen und warm und selbständig empfindenden und denkenden Kunst- und Literaturkenner zu Gebote stehen, als an den feinsten und seelenvollsten Einblicken in die Geheimnisse und Bedingungen des schöpferischen Künstlergeistes, wie sie niemals der abgezogene Schulphilosoph, sondern nur derjenige haben kann, der ein Stück lebendiger Künstlernatur in sich selbst trägt. Wie tief und feinsinnig sind, um nur Einiges namentlich hervorzuheben, die Schilderungen der dichterischen Gestaltenmalerei, die Betrachtungen über Homer und Ariost, wie innig und umfassend die Gesamtbeurtheilung Goethe's in seiner reinen und schönen Menschlichkeit, in seinem Verhältniß zum Alterthum und zu anderen neueren Dichtern, in seiner Deutscherheit und in jener tiefinnigen Verwandtschaft mit Rafael, welche sich Jedem aufdrängt, der das Glück hat, beide Genieen in ihrer innersten Eigenthümlichkeit zu kennen! Es giebt tüchtige und mit Recht anerkannte Kunstgelehrte, wie vor Allen Servinus, welche die theoretische Unterlage ihrer kunst- und literaturgeschichtlichen Betrachtungsweise einzig und ausschließlich aus Schiller's Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst und aus dem vorliegenden Buch Wilhelm von Humboldt's über Goethe's Hermann und Dorothea geschöpft haben; und ich bin durchaus nicht gemeint, mit der Erwähnung dieser unleugbaren Thatsache gegen jene Gelehrte einen Tadel auszusprechen, obwohl derjenige, der von der Poesie zur bildenden Kunst übergeht, oder sich in Wesen, Aufbau und Gliederung des Dramas hineinleben will, allerdings auch nach anderen Führern wird ausschauen müssen. Es möchte nur sehr Weniges sein, was man jetzt veraltet zu nennen befugt wäre. Um so mehr ist eine empfindliche Lücke zu bedauern, welche die eigenste Aufgabe Humboldt's beeinträchtigt. Humboldt war ein genauer Freund Friedrich August Wolf's. Er hatte dessen Untersuchungen über Homer mit der lebhaftesten Theilnahme verfolgt. Wie war es möglich, daß er den tiefgreifenden Unterschied zwischen Volksepos und Kunstepos nirgends auch nur mit dem leisesten Fingerzeig berührte?

Und auch für die wissenschaftliche Behandlung der Aesthetik selbst liegt in diesem Buch eine sehr bedeutsame Wendung.

Als Humboldt die Abhandlung Schiller's über naive und sentimentale Dichtung erhielt, rügte er in seinem Antwortschreiben (Briefwechsel S. 366), daß Schiller diese beiden Dichtformen nur als gegebene Thatsachen aufgenommen, nicht aber aus ihrem höheren Begriff, d. h. aus ihrem gemeinsamen Urquell abgeleitet habe. Humboldt suchte das bei Schiller Vermißte selbständig zu ergänzen. Es ist durchaus im Sinne und nach dem Vorgange Kant's, wenn Humboldt die menschliche Einbildungskraft als diese einheitliche Grundkraft aller schöpferischen Kunstthätigkeit hinstellt; aber es ist Humboldt's eigene That und sein zielzeigendes Verdienst, daß er es unternahm, mit dieser Bestimmung auch in der Anwendung auf das Einzelne vollsten Ernst zu machen und in dem Wesen der Einbildungskraft das Wesen aller Kunst, ihrer einzelnen Formen und ihrer geschichtlichen Erscheinungen aufzuzeigen. Humboldt wußte, daß es darauf ankam, die Kantische Kritik der Urtheilskraft zu einer Kritik der Einbildungskraft umzugestalten; er ist der Erste gewesen, welcher, um in heutiger Sprachweise zu sprechen, die Aesthetik wesentlich als Physiologie der Phantasie faßte. Aber allerdings reichte Humboldt's Kraft noch nicht aus, diese gewichtige Forderung in ihrer ganzen Tragweite zu übersehen und zu erfüllen. Seine begrifflichen Ableitungen sind stumpf und unbeholfen, seine geschichtlichen haften einseitig und ungeschichtlich an dem von Schiller überkommenen Maßstabe des Naiven und Sentimentalen. Humboldt hat später in seinen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen gezeigt, wie mächtig er es verstand, die Physiologie des menschlichen Sprachvermögens bis in ihre feinsten Folgerungen hinein zu verfolgen; die Aesthetik ist jedoch erster Versuch und unvollendetes Bruchstück geblieben. Daher war der Einfluß Humboldt's auf die Fortbildung der Aesthetik kein nachhaltiger und ist sogar mehr als billig verdrängt worden. Schelling, Solger und Hegel brachten die sogenannte Metaphysik des Schönen und gewannen die Uebermacht. Die Achillesferse dieser „speculativen“ Aesthetik der Schelling-Hegelschen Schule ist, daß sie den psychologischen Ursprung der Kunst nicht erklärt. Sie setzt die Nothwendigkeit der Kunstschönheit in die Unzulänglichkeit der Naturschönheit und in den Drang, diese zu überwinden. Wer aber löst auf dieser Grundlage das Räthsel, daß sich schon bei den un-

entwickelten Naturvölkern, die sich nicht nur der Natur nicht überlegen fühlen, sondern von deren Gewalt überwältigt die nackten Naturdinge als ihre höchsten Götter verehren, unaufhaltsam der Kunsttrieb hervorbricht und sich zum Theil sogar schon in den überraschendsten Werken bethätigt? Die speculative Aesthetik, so großartig auch sonst ihre Errungenschaft ist, macht das Ideal, das sie erst aus der Thatsache und der Anschauung vollendeter Kunstwerke gewonnen hat, zum treibenden Grundgedanken; sie macht das Ende zum Anfang. Sollte es also nicht an der Zeit sein, zu dieser Humboldt'schen Physiologie der schöpferischen Einbildungskraft wieder mit voller Bewußtheit zurückzukehren, um sie folgerichtig fortzubilden und auszugestalten?

Es ist merkwürdig zu sehen, wie sich die beiden Dichterheroen zu einem Buche verhielten, das zu ihnen in so nahem Bezug stand.

Je neidischer und kleinlicher heute unsere Dichter, die freilich in ihrer großen Mehrzahl nur Schöngelster, nicht Dichter in Wahrheit sind, das Lob überwachen, was dem Einen oder dem Anderen gezollt wird, um so erheben-der ist die lautere Seelengröße Schiller's, die sich auch hier wieder glänzend bewährte. Es ist sicher einem Jeden aus der Seele gesprochen, wenn Haym (S. 165) sagt: „Mit unbedingter und uneingeschränkter Bewunderung sprach Humboldt von Goethe. Das ganze Buch war nur eine Ausführung dieses Einen Textes. Der Name Schiller's war darin nicht zu finden. An Schiller nichtsdestoweniger sandte er das Manuscript und beauftragte ihn mit der Veröffentlichung desselben. Immer ist es uns als eines der unwidersprechlichsten Zeugnisse für die Keinheit und Liebenswürdigkeit von Schiller's Charakter erschienen, daß dieser die Schrift des Freundes mit vollkommen unparteiischer Billigung empfing. Er hatte allerdings auch Tadel darüber auszusprechen. Aber dieser Tadel bezog sich theils auf die Form, theils gerade auf Dasjenige, worin er seinen Einfluß auf den Freund zu erkennen glaubte. Keine Spur von Empfindlichkeit war diesem Tadel beigemischt. Das, ohne Zweifel, war eine in der Literatur seltene Erscheinung; aber seltsamer war es, daß Humboldt diese Gesinnung bei Schiller voraussetzte.“ Die Urtheile, welche Schiller

an Humboldt selbst, und die Urtheile, welche Schiller an Goethe und Körner schrieb, sind durchaus gleichlautend.

Humboldt's Buch fiel bei beiden Dichtern nicht in die günstigste Stimmung. Beiden war durch ihren hohen Freundschaftsbund ein neuer Dichterfrühling erblüht; Beide lebten wieder mehr als je in der frischesten Schöpferlust. Goethe hatte für philosophische Untersuchungen über Kunst in seinem thatsächlichen Sein keine Handhabe; jene Abneigung, welche er gegen Bestrebungen dieser Art einmal gegen Eckermann (Bd. 1, S. 88) aussprach, war nicht eine Laune und Grämelei des Alters, sondern innerste Eigenthümlichkeit. Schiller hatte inzwischen die Zeit seines Philosophirens so gründlich überwunden, daß er wiederholt aussprach, wie gern er Alles, was er oder ein Anderer von der Elementar-Aesthetik wisse, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hingeben würde. Die Freunde erkannten, daß diese Arbeit nicht ganz in ihre gegenwärtigen Umstände eingreifen könne. Goethe hat daher, obwohl er sich freute, „wenigstens auf der letzten Strecke seiner dichterischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung zu gerathen“, niemals ausführlich sich über dieses Buch ausgesprochen, und Schiller hatte für die Mängel desselben ein scharfes Auge. Er tadelt daher sowohl in seinen Briefen an Goethe (Nro. 473), wie an Körner (Bd. 4, S. 77), die Kraftlosigkeit des Stils, dem es an einer gewissen nothwendigen Kühnheit des Ausdrucks und in Rücksicht auf die ganze Behandlung an der Kunst der Massen fehle; er tadelt die Komposition, welche einen nicht zu vermittelnden Sprung von dem Begriffe und dem Gesetze zu dem einzelnen Falle und zur Anwendung auf den Dichter hervorrufe. Aber er vergißt nirgends hinzuzusetzen, daß das Buch in seiner Art an Gründlichkeit, Breite und Tiefe, an Scharfsinn der Unterscheidung und an Fülle der Verbindung Seinesgleichen suche und daß es Alles zur Sprache bringe, was sich durch Razonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen lasse. Es ist nicht schmeichelnde Höflichkeit, sondern die wohl ermessene und aufrichtige Ueberzeugung Schiller's, wenn er an Humboldt (S. 437) schreibt: „Ihre Schrift ist mir auch als ein Beweis merk-

würdig, was der speculative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann, denn was hier nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch-kritischen Verstand, in sofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze als um regulatorische Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsentirt und nach meinem Gefühle das Geschäft geendigt. Es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie Alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftig hin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern sie nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört und der es implicite schon enthält.“

Auf jene Grundfrage, welche für den Ausbau der Aesthetik als Wissenschaft so wichtig ist, auf die Stellung, welche Humboldt der Naturgeschichte der Phantasie als Ausgangspunkt aller wissenschaftlichen Kunstbetrachtung gegeben hatte, ist Schiller nicht eingegangen; dazu lagen ihm philosophische Anliegen bereits zu fern.

Es ist bekannt, daß Humboldt diesen Weg nicht weiter fortgesetzt hat, obgleich er ununterbrochen, nicht bloß in Rom, sondern auch sein ganzes übriges Leben hindurch der Kunst und Dichtung die liebevollste Theilnahme und Empfänglichkeit zuwendete. Als er nach bedeutender öffentlicher Wirksamkeit wieder zu der gemüthstillen Pflege der Wissenschaft zurückkehrte, hatte das Denken und Forschen über Wesen und Geschichte der Sprache in ihm die Oberhand gewonnen.

Man kann nicht sagen, daß durch diese veränderte Thätigkeit Humboldt seiner ursprünglichen Richtung untreu geworden.

Im Gegentheil. Nicht bloß für die Einsicht in die Geistesentwicklung Wilhelm von Humboldt's, sondern weit mehr noch für die unbefangene Beurtheilung der Aufgaben und Ziele der Aesthetik ist es von der folgenreichsten Bedeutung, klar zu erkennen, daß der sprachwissenschaftliche

Standpunkt Humboldt's im Wesentlichen derselbe ist wie sein kunstwissenschaftlicher; nur durchgebildeter und abgeschlossener.

Wie Humboldt's Aesthetik, wenn auch nicht in ihrer Durchführung, so doch in ihrer Grundanschauung durchaus auf eine Physiologie der Phantasie angelegt war, so ist ihm die Sprachwissenschaft eine Physiologie des allgemeinen menschlichen Sprachvermögens. Die vergleichende und geschichtliche Grammatik, an deren Ausbau Humboldt selbst noch seine schöpferische Hand legte, ist die großartige Frucht dieser Auffassungsweise.

Liegt es nicht nahe, diesen innerlich folgerichtigen Ausbau der Sprachwissenschaft auch für den gleichen folgerichtigen Ausbau der Kunstwissenschaft nutzbar zu machen?

Erscheint es immer mehr und mehr als unabweisbar, in der wissenschaftlichen Grundlegung der Kunstwissenschaft den Boden der Schelling-Hegelschen Aesthetik zu verlassen, oder, mit anderen Worten, nicht von dem in dieser als fertig vorausgesetzten Begriff der Schönheit und des Kunstideals, sondern vielmehr von dem thatsächlich geschichtlichen Anfang und Ursprung der Kunst, von der Natur und Gesetzmäßigkeit der menschlichen Phantasiethätigkeit auszugehen, und deren stilistische Bedingtheit durch die Natur des künstlerischen Darstellungsmittels und die Verschiedenheit der schaffenden Völker und Zeitalter darzustellen, so ist bestimmt das Ziel ausgesprochen, welches die Kunstwissenschaft, nach dem ruhmreichen Vorgang der verwandten Sprachwissenschaft, fest ins Auge zu fassen hat.

Die Aesthetik, soll sie in Wahrheit Wissenschaft sein, ist wesentlich vergleichende Kunstgeschichte.

Wer dieses lockende und fruchtbringende Werk unternimmt, wird die Aufgabe haben, Wilhelm von Humboldt, den Kunstforscher, durch Wilhelm von Humboldt, den Sprachforscher, zu ergänzen und fortzubilden.